

ARCHITEKTUR

Blick nach vorne

Wie abgefahren wird die
Architektur der Zukunft?

Neue Bescheidenheit

Warum ein Gebäude mehr
braucht als den Wow-Effekt

Gebaute Welten

Vom Haus bis zur künstlichen
Insel: Architektur des
21. Jahrhunderts



Was zeichnet die Architektur des 21. Jahrhunderts aus? Elisabeth Nobl und Michael Anhammer vom Wiener Architekturbüro Franz&Sue sprechen über die Rückbesinnung zum einfachen Bauen, erklären, warum die Ära der Star-Architekten vorbei ist und zeigen auf, wieso Planer auf die Bedürfnisse der Nutzer eingehen sollten.

VON FELIX DIEWALD

» Bei Franz&Sue läuft es. Das Architekturbüro aus dem Wiener Sonnwendviertel gewinnt gerade Wettbewerb um Wettbewerb, plant die U-Bahn-Stationen der U5, den Umbau des ehemaligen Spitals Gersthof in eine Schule oder den Evangelischen Campus in Nürnberg. Das Team ist im vergangenen Jahr um Dutzende Personen gewachsen und um einen Standort erweitert worden.

Das Büro empfängt den Besucher in schicker Office-Atmosphäre, junge Menschen in Turnschuhen entwerfen auf großen Bildschirmen digitale Pläne. Jeder Meeting-Raum ist nach der Farbe der schweren Vorhänge benannt, die als Raumtrenner von der Decke hängen. Unser Interview-Ort: „Rosé“.

KURIER: Was hat sich seit der Jahrtausendwende in der Architektur getan?

Elisabeth Nobl: Eine zentrale »



Michael Anhammer

Nach seinem Architekturstudium an der TU Wien gründete Anhammer 2006 Sue Architekten mit, war Vorsitzender der IG Architektur, Kammervorstand und Vorsitzender des Wettbewerbsausschusses in der Ziviltechnikerammer für Wien, Niederösterreich und Burgenland. 2017 folgte die Fusion zu Franz&Sue, das Architekturbüro, das Anhammer gemeinsam mit vier Partnern leitet

Elisabeth Nobl

Seit Juli 2020 arbeitet Nobl, die an der TU Wien Architektur studiert hat, bei Franz&Sue. Sie ist Teil des Wettbewerbsteams und gestaltet Projekte im Öffentlichkeitsbereich sowie im Wohnbau mit. Zuletzt den Salon der Inklusion, der im Stadtentwicklungsgebiet „Village im Dritten“ entsteht

EIN ZIEGEL IST EIN ZIEGEL
**DIE NEUE
 BESCHEIDENHEIT**

Beobachtung ist sicherlich: Einzelne Großbauten, zu denen Menschen aus aller Welt pilgern, werden immer weniger. Dass ein einziges neues Gebäude eine marode Stadt „retten“ kann – wie etwa das Guggenheim Museum im spanischen Bilbao –, das ist eine Idee aus dem vergangenen Jahrhundert.

Michael Anhammer: Heute funktioniert das anders. Wir bezeichnen das als die neue Bescheidenheit in der Architektur. Viele Architektinnen und Architekten lernen gerade, dass man mit den eigenen Entwürfen nicht in einem Aufmerksamkeitswettbewerb steht. Vielmehr geht es darum, sich in ein größeres Ganzes einzufügen. Also Teil der Stadt zu sein – in der Funktion wie in der Gestaltung. Anders gesagt: Das Gebäude steht nicht mehr fürsich alleine, es interessiert sich auch dafür, was links und rechts von ihm passiert.

Wie hier im Sonnwendviertel.

Anhammer: Hier steht vielleicht kein Gebäude, das so herausragt, dass Menschen in Hunderttausenden seinetwegen kommen. Aber in seiner unaufgeregten, nachhaltigen Kleinteiligkeit ist es eines der schönsten Dinge, die Wien in den vergangenen Jahren passieren konnten.

Allerdings leben viele Architekturbüros von der Aufmerksamkeit, die sie für spektakuläre Wahrzeichen und Aushängeschilder bekommen. Widerspricht diese neue Bescheidenheit nicht dem Geschäftsmodell?

Anhammer: Nein, überhaupt nicht. Es gibt tolle Entwürfe, die von außen leise sind – also ohne ausgefallene Fassade. Und gleichzeitig ganz ausgezeichnet funktionieren – nämlich darüber, was im Inneren passiert. Viele Flagship-Gebäude und große Museen aus dem 20. Jahrhundert sehen von außen spektakulär aus – sind von innen aber eher eine Enttäuschung. Weilsie nicht mit ihrer unmittelbaren Umgebung kommunizieren.

Nobl: Darum stellt sich die Frage: Wie kannst du eine ehrliche Erzählung schaffen, die wirklich mit dem Ort zu tun hat? Also arbeitet man mit dem, was schon vorhanden ist. Das Handwerk wird wieder wichtiger. Viele schnell gebaute Fertiggebäude sind bereits nach fünf Jahren stark verbraucht. Gebäude müssen altern können.

Es geht also zurück zum einfachen Bauen.

Anhammer: Ein Ziegel ist ein Ziegel und eine Speichermasse eine Speichermasse. Punkt. In der Architektur nennen wir das Resilienz. Du kannst kein Gebäude mehr irgendwo hinstellen, das toll funktioniert, aber nach zwei Jahrzehnten kaum noch reparierbar ist. Wir haben heute einige – noch gar nicht so alte – Bauwerke in Wien, wo sich schon die Frage stellt, wie man diese eigentlich noch verwenden kann.

Wie kann man ein Gebäude planen, dessen Nutzen wandelbar ist?

Nobl: Ein Beispiel ist das Bürogebäude hier. Vorbild war das klassische Wiener Gründerzeithaus: Eine Erdgeschosszone mit Gassenlokal, das vom ganzen Viertel genutzt wird. Und weiter oben Geschosse mit einer Raumhöhe von 3,20 m. Die haben einen Kern

3,20 m Raumhöhe, Gassenlokal und flexibler Grundriss: Das Büro von Franz & Sue im Sonnwendviertel orientiert sich an der Gründerzeit – es könnte jederzeit umfunktioniert werden



Offen & transparent statt kafkaeskes Labyrinth: Das Justizgebäude in der Salzburger Innenstadt

und ein Stiegenhaus, aber ansonsten sind sie flexibel. Du kannst hier Wohnungen einrichten oder Büros. Dieses Gebäude kann in 50 Jahren etwas ganz anderes sein als heute. Und in 70 noch mal etwas Neues.

Ein weiterer Aspekt, den Sie betonen: Architektur ist heutzutage ein Prozess, bei dem deutlich mehr Gruppen mitreden als früher.

Anhammer: Diese Idee, dass ein Architekt einen genialen Einfall hat, drei Linien skizziert und das dann Jahre später im Museum andachtsvoll bestaunt wird – das ist Hollywood und hat nichts mit der Realität zu tun. Zumindest nicht mehr.

Nobl: Architektur ist Knochenarbeit. Oft dauert ein Projekt viele Jahre, weil so viele Fragestellungen auf einen einprasseln. Dafür brauchst du ein gutes Team. Und vor allem Leute, die widersprechen und andere Meinungen ha-

ben. Man muss bei einer Ausschreibung nicht nur an die Wünsche des Bauträgers denken. Bei einer neuen Schule etwa sollen nicht nur die Lehrenden entscheiden, sondern auch die Kinder. Es braucht immer jemanden, der Partei ergreift für diejenigen, die bei der Ausschreibung vielleicht noch nicht am Tisch sitzen.

Sind Ausschreibungen heute inklusiver gestaltet?

Nobl: Es gab in den Nuller-Jahren den Trend bei Neubau-Projekten, von öffentlicher Seite alles einem privaten Investor zu überlassen – um sozusagen auf der „sicheren“ Seite zu sein. Mittlerweile weiß man: Lokale Gemeinschaften müssen manche Sachen einfach selbst entwickeln und handhaben – sie sind schließlich diejenigen, die dann damit leben werden.

Anhammer: Wir sehen bei vielen unserer Projekte in Gemeinden, dass etwas

sehr Schönes entstehen kann, wenn sich die Gemeinschaft stark beteiligt. In Oberwart im Burgenland haben wir zum Beispiel eine Schule geplant – und die ganze Gemeinde steht dahinter und redet mit. Das wäre anders, wenn stattdessen ein Investor damit beauftragt worden wäre, eine fertige Bude hinzustellen.

Das bedeutet, Planungsprozesse dauern heute deutlich länger als früher?

Nobl: Im Gegenteil. Die Zeiträume bis zur Umsetzung werden immer kürzer. Viele Städte wachsen und die Lokalpolitik sagt: Ich brauche in drei Jahren eine Schule und ein Wohngebäude. Und zwar gleichzeitig, weil das eine ohne das andere nicht funktioniert. Insofern ist der Druck extrem hoch. Trotzdem musst du in dieser Zeit versuchen, alle Meinungen zu hören und verschiedene Interessen unterzubringen – das ist natürlich ein Wahnsinn,

aber es funktioniert meistens. Und oft entsteht dabei etwas, das besser funktioniert als wenn eine Person alleine entschieden hätte.



Für weitere Informationen zu Franz & Sue die Seite mit der Gratis-App „Shortcut Reader“ scannen

« Eine offen gestaltete Aula, die Volks- und Musikschule verbindet: Der geplante Bildungscampus in Oberwart

